



4 «Ach geh, alles ist doch relativ!»

Man kann nicht von Qualitätssteigerung sprechen, wenn man sich vor Werturteilen scheut und nicht wagt, höhere Ansprüche zu stellen. Zu all dem braucht es aber – und besonders heutzutage – Mut, und zwar aus mehreren Gründen:

Erstens: Diskutiert man über Werte, gibt es schnell Zwist. Der Philosophenstreit dreht sich um die grundlegende Frage: Gibt es *objektive* Werte, über die der Mensch nicht frei verfügen kann, oder sind die Wertsetzungen einerseits *gesellschaftlich definiert* und andererseits der *subjektiven* Entscheidung des Individuums anheim gestellt? Im eigentlichen Sinne zu «beweisen» ist keiner der beiden Standpunkte. Letztlich sind sie eine Frage der grundlegenden Weltanschauung. Ich selbst neige stärker zum ersten Standpunkt, ohne zu verkennen, dass viele Wertvorstellungen einem gesellschaftlichen Wandel, aber auch subjektiven Entscheidungen unterworfen sind. Ich bezeichne aber gesellschaftlich veränderbare Verhaltensansprüche lieber als «Normen» und sehe in ihnen gesellschaftlich bedingte Konkretisierungen von objektiven Werten. Diese Werte sind dann freilich relativ abstrakt und allgemein, wie etwa das Wahre, das Gute, das Schöne, das Heilige.

Zweitens: Es herrschte wohl niemals – und heute schon gar nicht – Einigkeit darüber, welche Werte als verpflichtend gelten sollen. Angesichts dieser ungeklärten Frage erheischt der heutige Zeitgeist immer wieder, sich jeglicher Wertung zu enthalten. So wird oft gefordert, der Schulunterricht habe wertfrei oder wertneutral zu sein. Im Rahmen von Bildung, Unterricht und Erziehung ist aber die Forderung, auf das Werten zu verzichten, die rei-

ne Unmöglichkeit, denn sie bindet jedem Lehrer die Hände und überlässt ihn dem Zweifel: Was er als falsch «empfindet», könnte ja ebenso richtig sein. Was ihm als hässlich «erscheint», möchte ein anderer als schön beurteilen. Und was er als schlecht «betrachtet», könnte ein anderer für gut halten. Es scheint dann das Beste, man lässt das Kind «entscheiden» und heisst alle seine Äusserungen a priori gut. Aber damit hilft man dem Kind nicht weiter, sondern lässt es im besseren Fall stets um sich selber kreisen, und im schlechteren Fall überlässt man es seiner Verwahrlosung.

Viele Lehrkräfte leiden an diesem Dilemma und erleben es immer wieder, dass man ihnen ihren wertenden Standpunkt zum Vorwurf macht. Ich sehe die Lösung dieses Zwiespalts so: Bilden, Unterrichten und Erziehen sind in jedem Fall nur möglich, wenn man die Äusserungen des Schülers wertet und entsprechende Ansprüche und Forderungen ableitet. Daher sind zur Ausübung dieser Aufgabe nur solche Menschen geeignet, die bereit sind, in ihrer Berufarbeit einen wertenden Standpunkt einzunehmen. Zwar werden diese zum Lehrerberuf geeigneten Menschen so wenig als irgendein Philosoph ihre Werte allgemeinverbindlich rechtfertigen können, aber sie sind bereit, mit ihrer eigenen Lebensführung für diese Werte einzustehen, ihre Ansprüche den Kindern und deren Eltern gegenüber zu verantworten und dabei selbst das Risiko von Konflikten nicht zu scheuen.

Drittens: Das Beurteilen ist auch deshalb in Verruf geraten, weil es tatsächlich Situationen gibt, in denen es unnötig, ja sogar störend ist. Es ist wirklich lästig, wenn jemand dauernd alle Entscheidungen, die in den Kompetenzbereich der andern gehören, seinen eigenen Urteilen unterwirft.

Doch deswegen auf das Werten zu verzichten, ist nicht die Lösung. Nötig sind vielmehr klare Unterscheidungskriterien. Ich sehe es so: Das Beurteilen eines Sachverhalts ist in zwei Situationen erforderlich: erstens, wenn man für den Sachverhalt *verantwortlich* ist, und zweitens, wenn die *eigenen persönlichen Bedürfnisse und Wünsche betroffen* sind. In allen andern Fällen ist das Beurteilen unnötig und oft genug ein Laster.

Demgemäss hat der Lehrer das Recht und die Pflicht, das Verhalten und die Leistungen der Schüler zu beurteilen, denn zweifellos trägt er dafür eine nicht geringe Mitverantwortung. Und gefordert ist seine Beurteilung auch immer dann, wenn das Verhalten eines Schülers direkt auf seine Person bezogen ist. Er muss sich also keinesfalls irgendwelche Ungezogenheiten bieten lassen, und auch die Missachtung seiner Arbeit durch all die vielen bekannten lästigen Störungen muss er nicht einfach unwidersprochen hinnehmen.

Viertens: Das Beurteilen kann auch deshalb schwerfallen, weil man befürchtet, dadurch die Zuneigung der Schüler zu verlieren. Bei meinen Schulbesuchen hatte ich oft den Eindruck, der Lehrer fühle sich hin und her gerissen zwischen seiner Verpflichtung, im Lehrplan formulierte Ziele erreichen zu müssen, und einer beständig lauernenden Angst, sich durch die entsprechenden Ansprüche bei den Schülern schuldig zu machen. Solche Lehrer neigten dazu, von den Schülern fast alles zu akzeptieren. Sie quittierten geradezu gewohnheitsmässig jede Schüleräusserung mit «gut», «schön» oder «prima», aber schauten das, was ihnen gezeigt wurde, oft nur flüchtig an. Wer so auf die Schüler und ihre Leistungen reagiert, muss sich nicht wundern, wenn seine Rückmeldungen nicht ernst genommen werden. Eine zwischenmenschliche Beziehung ist erst dann wirklich gut, wenn auch die Schwächen und Mängel offen zutage treten dürfen und in einem annehmenden Ton angesprochen werden.

Fünftens: Schliesslich fällt es vielen Lehrern darum schwer, die Schüler wirklich mit Ansprüchen und Forderungen zu konfrontieren, weil sie der Ansicht sind, es müsse alles, was sie lernen und leisten sollen, aus ihnen selber herauskommen. Spontaneität, Kreativität, Selbstverwirklichung, Phantasie sind darum hoch im Kurs. Dies geschieht durchaus zu Recht, wenn man die spontan vom Kinde her kommenden Lebensäusserungen als die *eine* Seite des Bildungsprozesses zu erkennen vermag. Aber wirkliche Bildung kommt nur zustande, wenn auch die *andere* Seite zu ihrem Recht kommt. Der heranwachsende Mensch braucht, damit er sein Menschsein voll entfalten kann, die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Ansprüchen und die Beschäftigung mit Gehalten der menschlichen Kultur. Und beides kommt nicht von ihm selbst, sondern wird repräsentiert in den Ansprüchen und Forderungen der Schule. Diese sind rechtlich festgelegt in den Lehrplänen und Jahrgangsziele. Als Lehrer haben wir sie dem Schüler gegenüber zu vertreten und ihm die Gehalte der menschlichen Kultur nahezubringen.

Das bringt uns dann freilich immer wieder in Widerspruch mit der augenblicklichen Gestimmtheit der Schüler. Es ist ja völlig normal, dass sie bei ihren Tätigkeiten Lust empfinden und Unlust vermeiden möchten. Setzen wir aber dieses rein egoistisch motivierte Lustprinzip absolut, so verfehlen und verraten wir unsere Aufgabe, den jungen Menschen auf ihrem Wege zur Menschwerdung beizustehen. Wir sollen ihnen vielmehr helfen, ihr Verhalten statt nach ihrem momentanen Lustbedürfnis nach einer stabilen Wertordnung ausrichten zu können. Erst diese Ausrichtung macht ein gemein-

schaftliches und gesellschaftliches Zusammenleben, aber auch ein wirklich erfülltes individuelles Menschsein möglich. Dabei sollen die Schüler immer wieder erleben, dass die Freude, die mit der Verwirklichung menschlicher Werte verbunden ist, einen allfälligen Verzicht auf eine augenblickliche Annehmlichkeit mehr als nur aufwiegt.

Nach all diesen Erwägungen rate ich, nicht die Quadratur des Zirkels lösen zu wollen. Als Lehrer hat man nicht bloss das Recht, sondern auch die Pflicht, Ansprüche zu stellen, Forderungen zu erheben und Ziele zu verfolgen. Im Hinblick darauf ist nicht alles, was die Schüler leisten, «gut», «schön» oder «prima». Erst wenn sie darauf gespannt sind, ob man ihre Arbeit als «gut» oder «oberflächlich hingeworfen» beurteilt, werden sie diese Worte wieder auf ihre Arbeit beziehen und sie als solche ernst nehmen und nicht bloss die Aufmerksamkeit des Lehrers in Anspruch nehmen wollen. Das setzt aber voraus, dass man sich wirklich auf jede Leistung des Schülers einlässt und diese daran misst, was er grundsätzlich zu leisten imstande ist. Nur dann kann man eine ihm angemessene Rückmeldung geben, die dann aber auch geeignet ist, die nächstfolgende Leistung positiv zu beeinflussen.